Fritz Merwald, Linz

Am Strom

Die Wellen des Stromes gurgeln und raunen, kreisen und strömen, tiefsommerlich ruft im Auwald der Tauber und unter den weißen Wolken am blauen Himmel rudert ein Flug Krähen.

Ich sitze an der Kehre beim Birkenwäldchen unterhalb des Weikerlsporns und sehe aus schmalen Augen auf den roten Kiel an meiner Angelschnur. Den Aiteln soll es gelten, die gerne hier in den Drehwirbeln des Wassers stehen und auf die Beute lauern, die ihnen die Strömung zuschwemmt. Aber auch Fische haben ihre Eigenheiten, ihre Veranlagungen und Launen. Gleichen die Näslinge immer furchtsamen, kopflosen Menschen, die, durch jede Kleinigkeit aus ihrem Gleichgewicht gebracht, sinnlos hin- und herschießen und gerade das tun, was sie eigentlich unterlassen sollten, und ähneln die Seider kraftvollen, überlegenen Persönlichkeiten, die nicht leicht ihre Nerven verlieren, so sind die Aiteln etwas schwerfälligen Menschen gleich, die sich nur ungern entschließen, mißtrauisch alles Fremde betrachten und es nie recht leicht im Leben haben. Fischen kann man alle Tage auf Aitel, aber fangen wird man sie eben nur, wenn sie einmal beißlustig sind. Bietet man ihnen auch die verführerischsten Köder, wie dicke Maikäfer, saftige Heuschrecken, duftende Teigballen, Köcherfliegenlarven an, wenn sie eben nicht wollen, so ist alle Mühe vergebens und man tut am besten, den Angelstock zusammenzupacken und nachhause zu gehen.

Auch mir scheint heute das Glück nicht zu lächeln. Aber was macht das eigentlich schon, man dreht sich eben noch eine und hängt im verschwebenden Rauch weiter seinen Gedanken nach. Ist doch eigentlich das Schönste, dieses wunschlose Stillsitzen, dieses Ausruhen nach der Unrast der Stadttage, dieses Horchen in die Tiefe des eigenen Herzens. Wer dies nicht weiß, der kennt das Köstlichste nicht, das die Fischweid bieten kann.

Gleichmäßig und einschläfernd rauscht der Strom, manchmal nur branden die Wellen schaumgekrönt auf und klatschen unwillig gegen die grauen Steine des Dammes. Im kreisenden Wirbel der Kehre tanzt der rote Kiel, taumelt hin und her, wird gegen das Ufer getrieben und gaukelt dann wieder hinaus in die strömende Bahn des Wassers. Warm brennt die Sonne, noch immer ruft der Tauber und ein leichter Wind raunt in den hohen, mädchenweißen Birken hinter mir. Jetzt zuckt der Kiel leicht und taucht dann langsam unter. Ich haue an, aber leer flutscht der Haken durch die Luft, der Fisch war wieder einmal klüger als der Mensch. Ich ködere neu an und nehme mir fest vor, nun achtsamer und schneller zu sein als das Aitel. Seinen Gedanken aber kann man dabei noch nachhängen, denn immer nur stur und starr auf den „Stoppel" blicken, das ist Fischfang des Reihers oder Eisvogels, nicht aber des Menschen. Ich kenne auch nichts, das mehr zum Grübeln und Sinnen anregt wie das rinnende, rauschende Wasser. Gleich den rastlos gleitenden Fluten wandern dann die Gedanken seltsame, sonst kaum betretene Wege und verlieren sich in Tiefen und Gründen, die man sonst nie findet in seiner Seele. Sie wissen ja so viel zu erzählen, die gurgelnden Wasser, uralte Geschichten kennen sie aus längst vergangenen Tagen und

von Menschen künden sie, die in grauer Vergangenheit einmal gelebt haben an ihren Ufern.

Schon will es Abend werden, im Westen steht der Himmel im milden Feuer und wie Brand und Blut spiegelt es sich in den Wogen des Stromes. Brand und Blut haben sie wohl schon viel gesehen, die gleitenden Fluten. Mancher ist an diesen Ufern zusammengesunken, den Schädel vom Steinbeil zerschmettert, pfeildurchbohrt oder schwertzerhauen, mancher Lagerbrand ziehender Stämme und Sippen spiegelte sich in dem Strom und oft röteten sich seine Wellen, wenn ein Gehöft in schauriger Mordnacht aufflammte.

Achtsamer wird mein Blick und fester umfaßt die Hand den Angelstock, denn wieder zuckt verräterisch der rotgefärbte Kiel. Jetzt taucht er unter, Anhieb — und schon hängt der Fisch und zieht schwer gegen die Strömung. Mühelos lande ich das Aitel, töte es mit einem Schlag des Messergriffes und lege es neben mich in den Schatten des dichtbelaubten Weidenbusches. Blaue Lichter zucken über den feuchten Schuppenpanzer des Fisches und in seinen gutmütigen Augen spiegelt sich der rote Widerschein der sterbenden Sonne.

In den kreisenden Wirbeln der Strömung aber sehe ich Bilder, aus dem Gurgeln und Rauschen der Wasser höre ich Laute und Worte, längst Vergangenes wird lebendig und die Geschichte meiner Heimat, die ich sonst nur aus trockenen Büchern kenne, wird mir zum blutvollen Erleben.

Die am Strome wohnten, waren die Noriker, sie kannten die Bronze und das Eisen als Zier und Schmuck an Fibel und Gürtelschließe, aber auch als Wehr und Waffen an Schildbuckel, Schwert und Lanzenspitze, sie gewannen das Salz und befuhren den Strom auf eichenen Einbäumen. Jenseits der starrenden Eisriesen der Alpen aber lauerte das mächtige, allesbezwingende Rom. Und bald gab es Grenzstreitigkeiten, räuberische Übergriffe, Zwischenfälle, wie sie jederzeit leicht herbeizuführen sind. Und das sogenannte Recht des Stärkeren siegte wie immer und überall, unter der dröhnenden Erzwucht der Legionen erlosch die Selbständigkeit der Völker südlich der Donau, das Land wurde römische Provinz und erhielt den Namen Norikum. Die Legionen bauten steinerne Straßen, wölbten feste Brücken und gruben Wasserleitungen, Lager und Kastelle entstanden überall im Lande und die römischen Offiziere und Beamten hatten ihre warmluftgeheizten Villen und Bäder. Jenseits des Stromes aber standen tannfinster und drohend die Berge des Nordwaldes, bewohnt von germanischen Stämmen, stets überfallsbereiten Nachbarn. Die Menschen südlich des Stromes werden wohl kaum zusehr die Fremdherrschaft als drückende Last empfunden haben. Denn unter den silbernen Adlern der Legionen ließ sich gut leben, die Verwaltung war einfach und zweckentsprechend, die Steuerlast gering und um Glaube und Götter der Einwohner, um Brauchtum und Sitte kümmerte sich der Römer kaum. Die Beamten und Offiziere, die hier an der nebeldüsteren Nordgrenze des Weltreiches leben mußten, werden sich wohl manchmal bei Bärenschinken und Hirschbraten nach den üppigeren Tafelfreuden ihrer südlichen Heimat gesehnt haben, denn außer ein paar Krügen teuren Weines oder einigen Leckerbissen, mühsam auf langen Wegen in den finsteren Norden gebracht, werden sie wohl kaum etwas von den Schlemmereien eines Lukullus verspürt haben. Aber auch in

diese abgelegene Provinz der römischen Wölfin drang wohl manche Kunde von Sichten und Lüsten des völkerwimmelnden, in Pracht und Prunk starrenden, aber innerlich bereits fäulnisbehafteten Rom.

Wieviele Schicksale mag er schon gesehen, wieviel Geschichte erlebt haben, der alte Grenzstrom? Denn Grenze war fast immer Unruhe und Kampf, Hader und Haß. Beherrschten die Römer auch fast die ganze damals bekannte Welt, jenseits des großen Stromes war ihrer Macht ein Ende gesetzt. Und wurden auch die trotzigen Germanenstämme oft zurückgeschlagen, sie stießen doch immer wieder über die Grenze und trugen Brand und Überfall in die römische Provinz. Lange ging das so hin und her, Stoß und Gegenstoß, Einbruch und Abwehr, und selten kam die Grenze zur Ruhe. Und was heute nur blitzschneller nächtlicher Überfall, Brandschatzung und Plünderung, war morgen bereits wohlüberlegter Einbruch in die römische Welt, Vorstoß starker, urgesunder Kräfte. Und schließlich mußte, was faul war, erliegen, was morsch war, zerbrechen; unter der Jugendkraft der nordischen Blondköpfe erlosch die jahrhundertelange Herrschaft der Römer im Lande südlich der Donau. Villen und Tempel sanken in Schutt und Asche, über Votivsteine und Grabdenkmale wuchsen Gras und Kraut und auf den steinernen Straßen der Legionen polterten Wagen mit Kind und Kegel, zogen an gestürzten Grenzsteinen vorbei den Weg zum lockenden, verderbenden Süden.

Ein leises Zucken des Kieles an meiner Angelschnur verjagt die Geister der Römer und Germanen, hellwach bin ich mit einem Schlag, meine Sinne sind geschärft; aber es war wohl nur die Strömung, denn ruhig treibt wieder der Kiel im Kreisen der Wasser. Eine halbe Stunde will ich noch bleiben, was soll ich auch so früh bei der Hütte? Rote Lichter tanzen auf dem gleitenden Strom. Meine Gedanken aber wollen nicht mehr zurückfinden in die alten Zeiten; die Lagerbrände ziehender Sippen verblassen, die an rauchschwarzen Tempeln und gestürzten Götterbildern vorbeiziehenden Stämme verdämmern im einschattenden Abend. Aber da sinkt auf einmal der rote Kiel, der Anhieb faßt, schwerfällig schlägt der Fisch und versucht die Tiefe zu gewinnen. Doch schon haben wir ihn! Ein schönes Aitel ist es, mehr als ein halbes Kilo schwer.

Jetzt aber soll es genug sein. Ich stehe auf, stecke die Angelrute zusammen und schiebe sie in die schilfgrüne Hülle, greife nach dem Rucksack und gehe dann langsam den Steindamm aufwärts der Hütte zu. Und wie ich so am grauen Strom entlangwandere, ist es mir, als begleiten mich viele, die einst ebenfalls an diesen Wassern aufwärtszogen, Kaiser und Könige, Herren und Knechte, alle längst eingegangen in die flutende Ewigkeit.

Wir müssen mitgehen mit der Technisierung unseres Wirtschaftslebens, mitgehen auch in unserer Fischerei, uns von Althergebrachtem freimachen und neue Wege zu gehen versuchen.

Dr. Wilhelm Koch

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Österreichs Fischerei

Jahr/Year: 1952

Band/Volume: 5

Autor(en)/Author(s): Merwald Fritz [Friedrich]

Artikel/Article: Am Strom 234-236